

MARIO
VARGAS
LLOSA
Die große
Versuchung

Roman
SUHRKAMP



SV

Mario Vargas Llosa
Die große Versuchung

Aus dem Spanischen von
Thomas Brovot

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
Le dedico mi silencio bei Alfaguara, Madrid.



Erste Auflage 2024

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024

© 2023, Mario Vargas Llosa

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text
und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg,
unter Zuhilfenahme von Midjourney KI

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43178-8

www.suhrkamp.de

Die große Versuchung

Für Patricia

I

Warum hatte José Durand Flores ihn wohl sprechen wollen, dieses Mitglied der intellektuellen Elite Perus? Man hatte es ihm in der Pulpería ausgerichtet, die sein Freund Collau betrieb, ein kleines Lokal und zugleich Kiosk für Zeitungen und Zeitschriften, und er rief zurück, aber niemand ging ran. Collau sagte, die Nachricht habe seine Tochter entgegengenommen, die kleine Mariquita, vielleicht habe sie die Nummer nicht richtig verstanden, bestimmt würden sie sich noch mal melden. Dann plagten Toño wieder diese schamlosen Viecher, die ihn, wie er sagte, seit frühester Kindheit verfolgten.

Warum wollte der Mann mit ihm sprechen? Er kannte ihn nicht persönlich, sehr wohl aber wusste Toño Azpilcueta, wer José Durand Flores war. Ein anerkannter Schriftsteller, jemand also, den Toño bewunderte und zugleich verabscheute, weil er es bis nach oben geschafft hatte und mit Attributen belegt wurde wie »Kundiger von Rang« und »gefeierter Kritiker«, das übliche Lob, das sich die Intellektuellen so leicht verdienen, Leute, die im Land zu dem gehörten, was Toño Azpilcueta »die Elite« nannte. Was hatte dieser Mensch bisher gemacht? Er hatte in Mexiko gelebt, klar, und kein Geringerer als Alfonso Reyes, Dichter, Essayist und Gelehrter, Diplomat und Leiter des Colegio de Mé-

xico, hatte ein Vorwort geschrieben zu seiner berühmten und ebendort herausgegebenen Anthologie *Niedergang der Sirenen, Glanz der Seekühe*. Es hieß, er sei Experte für den Inka Garcilaso de la Vega und es sei ihm gelungen, dessen Bibliothek bei sich zu Hause oder in einem Archiv der Universität zu rekonstruieren. Das konnte sich sehen lassen, war aber auch nicht viel, letztlich fast nichts. Er rief noch einmal an, und auch diesmal ging niemand ans Telefon. Jetzt waren sie wieder da, die Nagetiere, und krochen ihm über den ganzen Körper, so wie jedes Mal, wenn er aufgeregt war, nervös oder ungeduldig.

Toño Azpilcueta hatte in der Nationalbibliothek im Zentrum von Lima darum gebeten, die Bücher von José Durand Flores zu erwerben, und die junge Frau, die ihn bediente, sicherte es ihm zwar zu, aber dann passierte nichts, und so wusste Toño nur, dass er ein bedeutender Akademiker war, nicht aber, warum. Sein Name war ihm vertraut aufgrund eines Umstands, der seiner offensichtlichen Vorliebe für das Fremde zuwiderlief oder sie überspielte. Denn jeden Samstag brachte Durand Flores in der Zeitung *La Prensa* einen Artikel, worin er sich wohlwollend über die kreolische Musik äußerte, selbst über Sänger, Gitarristen und Cajónspieler wie Caitro Soto, Begleiter von Chabuca Granda, weshalb Toño eine gewisse Sympathie für ihn empfand. Dagegen empfand er für diese hochmütigen Intellektuellen, die die kreolischen Musiker verachteten und sie nicht einmal erwähnten, weder um sie zu loben noch um sie niederzumachen, eine tiefe Abneigung – zur Hölle mit ihnen.

Toño Azpilcueta war eine Kapazität auf dem Gebiet der kreolischen Musik, egal von woher, von der Küste, aus dem

Hochland, vom Amazonas, ihr hatte er sein Leben gewidmet. Die einzige Anerkennung, die ihm zuteilgeworden war – Geld freilich nicht –, bestand darin, dass er, zumal nach dem Tod von Professor Morones, diesem großartigen Menschen aus Puno, als der beste Kenner der peruanischen Musik im Land galt. Seinen Lehrer hatte er kennengelernt, als er noch auf die La-Salle-Schule ging, kurz nachdem sein Vater, ein italienischer Einwanderer mit baskischem Nachnamen, ein kleines Haus in La Perla gemietet hatte, wo Toño aufgewachsen war. Nach dem Tod von Professor Morones wurde er zu dem »Intellektuellen«, der am meisten wusste (und schrieb) über die Musik und die Tänze, welche die Folklore des Landes prägten. Er hatte an der San Marcos studiert, und seinen Abschluss hatte er mit einer Arbeit über den Vals gemacht, den peruanischen Walzer, betreut von Hermógenes A. Morones persönlich – hinter dem A mit Punkt, hatte Toño herausgefunden, verbarg sich der Name Artajerjes –, und Toño war nicht nur sein Assistent und Lieblingsschüler gewesen, sondern in gewisser Weise auch derjenige, der seine Studien und Forschungen über die Musik und die Tänze in den verschiedenen Regionen fortführte.

Im dritten Jahr ließ Morones ihn den ein oder anderen Kurs abhalten, und alle an der San Marcos hofften, dass Toño Azpilcueta, wenn der Professor in den Ruhestand trat, seinen Lehrstuhl erben würde. Er selbst dachte das auch. Weshalb er nach Beendigung des fünfjährigen Studiums an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät weiterforschte, um eine Doktorarbeit zu schreiben mit dem Titel *Die Pregones von Lima*, die natürlich seinem Lehrmeister gewidmet wäre, Dr. Hermógenes A. Morones.

Bei der Lektüre der Chronisten aus der Zeit der Kolonie war Toño aufgefallen, dass die Ausrufer, die sogenannten *pregoneros*, die Nachrichten und städtischen Anordnungen gewöhnlich sangen und nicht verlasen, sodass sie die Bürger in Begleitung mündlicher Musik erreichten. Und dank Rosa Mercedes Ayarza, der großen Spezialistin für peruanische Musik, war er zu der Erkenntnis gelangt, dass die *pregones* die ältesten Geräusche der Stadt waren, denn so riefen auch die Straßenverkäufer ihre Ware aus, Backwaren wie die *rosquetes*, die *bizcochos de Guatemala*, die *reyes frescos*, Fisch wie den *bonito*, die *cojinova* und die *pejerreyes*. Es waren die ältesten Klänge in den Straßen von Lima. Ganz zu schweigen von denen der *causera* mit ihren Kartoffeltörtchen, dem *frutero* mit seinem Obst, der *picaronera* mit ihren Süßkartoffel-Kürbis-Ringen, der *tamalera* mit ihren Maispasteten oder der *tisanera* mit ihrem Kräutergetränk.

Daran musste er denken, und er war so ergriffen, dass ihm die Tränen kamen. Die tiefsten Schichten dessen, was Peru als Nation ausmachte, dieses Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, zusammengehalten von ein und denselben Nachrichten und Verordnungen, sie waren durchdrungen von volkstümlicher Musik und volkstümlichen Gesängen. Das sollte der erhellende Grundton einer Dissertation sein, die in einer Vielzahl vollgeschriebener Karteikarten und Hefte vorangekommen war, alle akkurat aufbewahrt in einem kleinen Koffer; bis zu jenem Tag, als Professor Morones in den Ruhestand trat und ihm mit tiefbetrübler Miene mitteilte, dass die San Marcos entschieden habe, nicht ihn zu seinem Nachfolger zu berufen, sondern den Lehrstuhl für die peruanische Folklore zu schließen.

Es war kein Pflichtfach, und aus unerklärlichen Gründen, wahrlich unerhört, schrieben sich jedes Jahr weniger Interessierte aus der Geisteswissenschaftlichen Fakultät ein. Der Mangel an Studenten bedeutete das traurige Aus.

Die Wut, die Toño Azpilcueta packte, als er erfuhr, dass er niemals Professor an der San Marcos würde, war so groß, dass er schon daran dachte, sämtliche in seinem Koffer verstaute Karteikarten und Hefte in tausend Stücke zu reißen. Zum Glück tat er es nicht, sehr wohl aber verabschiedete er sich von seinem Dissertationsvorhaben und seinem Traum von einer akademischen Karriere. Was ihm blieb, war allein der Trost, dass er zu einem echten Experten für Volksmusik und Volkstänze geworden war oder, wie er es nannte, zu einem »proletarischen Intellektuellen« der Folklore. Aber woher wusste Toño Azpilcueta so viel über peruanische Musik? Unter seinen Vorfahren war niemand, der Sänger oder Gitarrist gewesen wäre, und schon gar kein Tänzer. Sein Vater, ein Auswanderer aus einem kleinen italienischen Dorf, war Angestellter bei der Eisenbahn des zentralen Hochlands und sein Leben lang unterwegs gewesen, während seine Mutter in den Hospitälern ein und aus ging, um sich von allerlei Leiden zu kurieren. Sie starb eines unbestimmten Tages, als er noch ein Kind war, und seine Erinnerung beruhte mehr auf den Fotos, die sein Vater ihm gezeigt hatte, als auf eigenem Erleben. Nein, in der Familie gab es keine Vorgeschichte. Im Alter von fünfzehn Jahren begann er ganz allein, Artikel über die Folklore des Landes zu schreiben, denn er hatte begriffen, dass er die Gefühle, die die Akkorde eines Felipe Pinglo Alva und all die Sänger der kreolischen Musik in ihm weckten, in Worte fassen musste. Womit

er im Übrigen recht erfolgreich war. Seinen ersten Artikel schickte er an eine der kurzlebigen Zeitschriften, die in den Fünfzigerjahren erschienen. Er versah ihn mit der Überschrift »Mein Peru«, schließlich ging es darin um das kleine Haus von Felipe Pinglo Alva in Cinco Esquinas, das er besucht hatte, Notizbuch und fleißige Feder in der Hand. Für den Text zahlte man ihm zehn Sol, was ihn schon zu der Annahme verleitetete, er sei nun der beste Kenner der volkstümlichen peruanischen Musik und ihrer Tänze. Das Geld gab er, wie auch seine sonstigen Ersparnisse, auf der Stelle für Schallplatten aus. So machte er es mit jedem einzelnen Sol, der ihm in die Hände kam, er investierte ihn in Musik, und bald war seine Plattensammlung in ganz Lima bekannt. Radiosender und Zeitungen liehen sich Schallplatten bei ihm aus, aber da er sie nur selten zurückbekam, zeigte er sich zwangsläufig knausrig. Bald behelligten sie ihn nicht länger, ohnehin hatte er seine wertvolle Sammlung längst gegen Baumaterial für ein Häuschen in Villa El Salvador getauscht. Was ihn nicht bekümmerte, denn die Musik, sagte er sich, trug er weiter im Blut und im Gedächtnis, und das reichte aus, um seine Artikel zu verfassen und das geistige Erbe des berühmten Mannes aus Puno, Hermógenes A. Morones, Friede seiner Seele, auf immer zu bewahren.

Seine Leidenschaft war einzig und allein geistiger Natur. Toño selbst war weder Gitarrist noch Sänger, nicht einmal Tänzer. Dass er nicht tanzen konnte, brachte ihn als jungen Mann nicht selten in Verlegenheit. Denn gerade beim Besuch einer Peña oder einer Tertulia, in einem der Clubs oder bei diesen geselligen Zusammenkünften, zu denen er immer mit einem kleinen Notizbuch in der Anzugtasche er-

schien, kam es vor, dass ihn die eine oder andere Dame aufforderte, und dann machte er mehr schlecht als recht ein paar Schritte zu einem Vals, vorausgesetzt, es war ein eher einfacher, nie aber zu den Marineras, den Huainitos oder diesen Tänzen aus dem Norden, den Tonderos aus Piura, oder den Polkas. Er hatte seinen Körper nicht im Griff, stolperte über die eigenen Füße, fiel sogar einmal hin – was für eine Blamage –, weshalb er lieber den zweifelhaften Ruf pflegte, nicht tanzen zu können. Er blieb sitzen, vertieft in die Musik, und beobachtete, wie die unterschiedlichsten Männer und Frauen aus ganz Lima in einträchtiger Umarmung verschmolzen, in einem Miteinander, das bestätigte, was er in seinem tiefsten Inneren schon erfasste.

Mochten die peruanischen Intellektuellen, die Professuren bekleideten oder in angesehenen Verlagen veröffentlichten, ihn auch verachten oder erst gar nicht zur Kenntnis nehmen, Toño fühlte sich nicht kleiner als sie. Vielleicht wusste er nicht viel von der Weltgeschichte und war auch nicht im Bilde über die französischen philosophischen Moden, aber er kannte die Musik und die Texte aller Marineras, Pasillos und Huainitos. Er hatte zahlreiche Artikel geschrieben für *Mein Peru*, *Die peruanische Musik*, *Heimische Folklore*, für diesen bunten Strauß an Publikationen, die es nur bis zur zweiten oder dritten Ausgabe schafften und dann verschwanden, oft hatten sie ihm nicht einmal das bisschen gezahlt, das sie ihm schuldeten. Ein »proletarischer Intellektueller«, und wenschon. Vielleicht hatte er sich bei Intellektuellen wie José Durand Flores (warum der wohl nach ihm suchte?) nicht den nötigen Respekt erworben oder auch nur Interesse geweckt, sehr wohl aber bei den Sängern

oder Gitarristen selbst, denen daran gelegen war, bekannt und gefördert zu werden, und genau das hatte Toño Azpilcueta jahrelang getan, bezeugt von den Hunderten von Zeitungsausschnitten, die er in ebenjenem Koffer lagerte, in dem seine Notizen für die Dissertation vor sich hin gammelten. Einige der Artikel bewahrten die Erinnerung an die Peñas mit ihrer kreolischen Musik, die nun verschwunden waren, La Palizada etwa oder La Tremenda Peña, zwei Lokale am Puente del Ejército. Zum Glück war Toño Zeuge dieser Abende gewesen. Schon als Jugendlicher besuchte er sie alle in Lima. Er begann mit fünfzehn, als er noch fast ein Kind war, und er erinnerte an sie, damit ihre einst bedeutende Rolle nicht in Vergessenheit geriet. Gelegentlich wandte sich ein Journalist an ihn, der etwas über Lima schreiben wollte, und dann verabredete er sich mit ihm im Bransa an der Plaza de Armas zum Frühstück. Es war sein einziges Laster, Frühstücken im Bransa, das Geld dafür musste er sich manchmal von seiner Frau Matilde leihen.

Seine eigentlichen Einkünfte verschaffte ihm der Zeichen- und Musikunterricht am Colegio del Pilar, einer Nonnenschule im Viertel Jesús María. Sie zahlten ihm nur wenig, aber dafür durften seine beiden Töchter, Azucena und María, zehn und zwölf Jahre alt, die Schule kostenlos besuchen. Er war dort schon mehrere Jahre tätig, und so ungern er Zeichnen unterrichtete, konnte er sich doch die meiste Zeit der Musik widmen, der kreolischen natürlich, womit er der grundlegenden pädagogischen Aufgabe gerecht wurde, die Liebe zu den peruanischen Traditionen zu vermitteln. Das einzige Problem waren die riesigen Entfernungen in Lima. Das Colegio del Pilar lag weit von seinem

Wohnviertel entfernt, was hieß, dass er und seine beiden Töchter jeden Tag mehrere Sammeltaxis nehmen mussten, um hinzugelangen. Mehr als eine Stunde Fahrt, wenn nicht gerade Streik war.

Seine Frau hatte er kennengelernt, kurz bevor sie ihr Häuschen auf dem großen freien Feld bauten, das Villa El Salvador damals war. Wer hätte gedacht, dass in dem entlegenen Vorort einmal Gruppen des Sendero Luminoso auftauchen würden, Mitglieder dieses »Leuchtenden Pfads«, um jene, die dort das Heft in der Hand hatten, zu verdrängen und die Bewohner zu kontrollieren, selbst führende Persönlichkeiten der Linken wie María Elena Moyano, eine mutige Frau, die erst vor ein paar Monaten, nachdem sie die Willkür und den Fanatismus der Senderistas angeprangert hatte, bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung im Viertel auf brutalste Weise ermordet worden war. Matilde hatte sich, seit sie hergezogen waren, den Lebensunterhalt als Wäscherin und mit dem Flickern und Stopfen von Hemden, Hosen, Kleidern und sonstigen Wäschestücken verdient, ein Beruf, der ihr das nötige Kleingeld fürs Essen der Familie einbrachte. Ihre Ehe funktionierte leidlich und war Garant nicht unbedingt für ein erfülltes, aber doch immerhin ein Leben. Sie hatten ihre schönen Momente gehabt, vor allem am Anfang, als Toño noch dachte, er könnte seine Leidenschaft für die Musik mit ihr teilen. Er hatte ihr den Hof gemacht, hatte ihr Akrostichen geschickt, in denen er sich die feurigsten Verse seiner liebsten Valeses zu eigen machte, und er dachte schon, mit diesen Worten aus den Tiefen der volkstümlichen Empfindsamkeit hätte er ihr Herz erobert. Doch bald merkte er, dass sie bei den Ak-

korden der Gitarre nicht so ergriffen war wie er, dass ihr der Atem nicht stockte, wenn Felipe Pinglo Alva mit seiner samtigen Stimme diese Strophen sang, in denen es um den bitteren Schmerz der unerwiderten Liebe ging. Als es ihm zur Gewissheit wurde, dass sie sich, statt bei der Musik zu erschauern und von einem besseren und einträchtigeren Leben zu träumen, nur langweilte, nahm er sie nicht mehr mit zu den Peñas und Tertulias, und mit der Zeit begann er, sein Leben allein zu leben, und erzählte ihr nicht einmal, was er machte oder wohin er an den Wochenenden ging. Es waren im Allgemeinen keusche Ausflüge, bei denen er sich nur hier und da mit jemandem unterhielt, kreolische Musik hörte, neue Stimmen und neue Gitarristen entdeckte – alles festgehalten in seinen Notizbüchern – und dabei auch die Tänzerinnen und Tänzer mit ihren verrückten Figuren bewunderte. Er trank nicht mehr so viel wie früher, zumal er inzwischen schon fünfzig war und der Alkohol seinem Magen zusetzte, nur noch ein Fläschchen Pisco oder – wenn er mal über die Stränge schlug – Zuckerrohrschnaps. In diesem Milieu konnte Toño seine Autorität ausspielen, denn meist wusste er mehr als die anderen, und wenn sie ihm Fragen stellten, wurde es ringsum still, als kämen seine Antworten aus dem Mund eines Universitätsprofessors. Zwar hatte er kein einziges Buch veröffentlicht, und seine gewissenhaften Artikel weckten allenfalls die Neugier einiger weniger, nie das Interesse der erlauchten Gelehrten, doch in diesen dunklen kolonialen Häusern, geschmückt mit Stichen der verschleierten Frauen von Lima und Nachbildungen der Balkons mit Gitterfenstern, worin das echte Peru noch zu spüren war, sein reinsten und authentischsten Duft,

an diesen Orten genoss niemand ein größeres Ansehen als er.

Wenn sein Gemüt einer Aufmunterung bedurfte, sagte er sich, dass er das Buch über die Pregones von Lima fertigstellen und promovieren würde, und sicherlich würde er auch einen Verlag finden, der ihm die Publikation finanzierte. Dieser Gedanke – den er manchmal wie eine Art Mantra wiederholte – hob zuverlässig seine Stimmung. Er war jetzt durch die erdigen Straßen von Villa El Salvador gelaufen und sah schon in der Ferne sein Haus und gegenüber das Lokal mit Kiosk seines Kumpels Collau. Nach weiteren fünfzig Metern konnte er erkennen, wie Mariquita, die älteste Tochter der Collaus, ihm entgegenkam.

»Was gibt's, meine Kleine?«, sagte Toño und gab ihr einen Kuss auf die Wange.

»Wieder ein Anruf für Sie«, antwortete Mariquita. »Der selbe Mann, der gestern angerufen hat.«

»Doktor José Durand Flores?«, fragte er und rannte los, nicht dass aufgelegt wurde, bevor er Collaus Pulpería erreicht hatte.

»Es ist schwerer, Sie anzutreffen als den Präsidenten der Republik«, sagte eine allzu vertrauliche Stimme am Telefon. »Ich spreche mit dem Herrn Toño Azpilcueta, richtig?«

»Am Apparat«, sagte Toño. »Doktor Durand Flores, ja? Es tut mir leid, dass Sie mich gestern nicht erreicht haben. Ich habe versucht zurückzurufen, aber ich glaube, Mariquita, die kleine Tochter eines Freundes, hat sich die Nummer nicht richtig gemerkt. Was kann ich für Sie tun?«

»Ich wette, Sie haben noch nie von Lalo Molfino gehört«, antwortete die Stimme im Hörer. »Oder irre ich mich?«